

Andrew Thorndike

Nur was der Arbeiterklasse nutzt oder **Wie wird so einer Kommunist?**



Einige der Filme von Andrew und Annelie Thorndike



1951



1954



1956



1958



1963



1969

Filme (Auswahl)

- 1949 Von Hamburg bis Stralsund (Werften BRD/DDR)
- 1950 Der Weg nach oben (Mit Karl Gass und Karl-Eduard von Schnitzler)
- 1951 Freundschaft siegt (III. Weltfestspiele; mit Joris Ivens und Iwan Pyrjew)
- 1952 Wilhelm Pieck – Das Leben unseres Präsidenten
- 1954 Sieben vom Rhein („Westbesuch“ in Riesa; mit Karl-Eduard von Schnitzler)
- 1956 Du und mancher Kamerad (Eine umfassende Dokumentation des 1. und 2. Weltkrieges und der Ursachen, die zu ihnen führten; mit K.-E. von Schnitzler)
- 1957 Urlaub auf Sylt (Die Enthüllung der Kriegsverbrechen der Nazi-Generale Heinz Reinefarth und Hans Speitel; aus der Reihe „Archive sagen aus“)
- 1958 Unternehmen Teutonschwert („Archive sagen aus“)
- 1960 II. Arbeiterfestspiele der DDR
- 1963 Das russische Wunder (Nach jahrelangen Reisen durch die Sowjetunion: zweimal je zwei Stunden Film). 140 Millionen Besucher in 86 Ländern der Welt
- 1968 Du bist min. Ein deutsches Tagebuch (Der erste 70-mm-Film der DEFA, eine Liebeserklärung an die DDR)
- 1970 Wladimir Iljitsch Uljanow Lenin
- 1975 Frontkameramänner (in Kooperation mit Mosfilm)
- 1977 Die alte neue Welt (Eine ungewöhnliche filmische Weltbetrachtung und faszinierende Geschichte der Entwicklung des Menschen)
- 1980 Die Deutschen. Vom Werden unserer Nation (Ko-Regie)



1977

I.

Mit dem 17. September des Jahres 1942 begann die große Wende in meinem Leben. Kurz vor Mitternacht an diesem für mich so denkwürdigen Tage stieg ich müde, mit meinem Los aber nicht unzufrieden, die fünf Treppen zu meinem Berliner Quartier hinauf. Ich wohnte damals im Dachgeschoß eines großen Mietshauses am Kurfürstendamm. Nein – obwohl der Krieg auch in meinem Leben manches verändert hatte, glaubte ich, fein herauszusein, jedenfalls gemessen an dem Unheil, das so viele andere getroffen hatte. Ich konnte hoffen, obwohl mein Jahrgang – 1909 – von der Wehrmacht gerade sehr gefragt war, für die nächste Zeit dem Soldatenrock entronnen zu sein. Die Heeresfilmstelle, in deren Diensten ich seit 1941 stand, hatte gerade meine UK-Stellung, also meine Unabkömmlichkeit, erneut bestätigt.

Das war damals die Hauptsache. Mein Denken kreiste nur um mich selbst: Ich will nicht Soldat werden, will nicht im Kriege mein Leben lassen! Was gehen *mich* die anderen an? Was geht mich überhaupt die Welt an, was dieser wahnsinnige Hitler, was sein schrecklicher Krieg? Hauptsache: Ich lebe, und ich kann *mein* Leben so leben, wie ich will! Ich werd's schon schaffen, werde mich aus dem Krieg heraushalten – mit *meinem* hellen Kopf, *meiner* Lebenstüchtigkeit.

Heute verstehe ich nicht mehr, warum ich mir damals auf meinen hellen Kopf und meine Lebenstüchtigkeit so viel eingebildet hatte.

Gewiß, in meinem Beruf als Handelsagent des Filmkonzerns UFA war ich, trotz meiner jungen Jahre, sehr erfolgreich gewesen. Vor dem Krieg, bis 1939, hatte ich ein unsinnig hohes Einkommen bezogen, konnte mir ein elegantes Auto, eine herrliche Wohnung, die teuerste Garderobe leisten – alles, was man sich wünschen kann. Noch keine dreißig Jahre alt, gab es kaum einen materiellen Wunsch, den ich mir nicht hätte erfüllen können. Die Kehrseite der Medaille war jedoch, daß mich eine tiefe innere Unzufriedenheit ergriffen hatte.

Die Jagd nach Geld, die Gier der Menschen, die ich kannte, die Seelenlosigkeit des ganzen gesellschaftlichen Getriebes, in dem ich verkehrte, stießen mich ab.

Nicht anders ging es mir mit dem widerlichen Großmannsgetue Hitlers und seiner Clique. Das Säbelgerassel, die Paraden und Aufmärsche waren nicht mein Fall.

So kam es, daß ich mich möglichst weit aus dem Leben zurückgezogen hatte, mich dorthin verkroch, wo ich für mich allein zu sein glaubte. Auf dem Hinterhof eines riesigen Wohnhauses hatte ich ein kleines fotografisches Atelier bezogen. Dort lebte ich – soweit meine Pflichten als Mitarbeiter des UFA-Konzerns das zuließen – „ganz meiner Kunst hingegeben“. Unter „Kunst“ verstand ich die möglichst weltabgewandte Beschäftigung mit dem „Schönen an sich“. Ich fotografierte mit Leidenschaft, aber unter den Tausenden von Fotos, die ich damals machte, befand sich nicht ein einziges, das sich mit dem Geschehen in jener Zeit beschäftigte.

Ich erinnere mich noch, was ich tat, als die Nachricht vom Überfall Hitlers auf das benachbarte Polen im Radio bekanntgegeben wurde: Ich stellte eine Vergrößerung von der Fotoaufnahme eines sizilianischen Fischerkahns her; genausogut hätten es Mimosen sein können oder irgendein antiker Tempel.

Nichts, was ich damals aus innerem Antrieb tat, sollte Bezug haben auf die Zeit, in der es geschah, auf die Welt, auf die

Menschen um mich herum, denn ich redete mir ein, der Elfenbeinturm sei die einzig mögliche Wohnstatt. In mich selbst versponnen, Dinge tuend, die keinen anderen Zweck haben sollten, als mir selbst Freude zu bereiten, erblickte ich den einzig möglichen Sinn des Lebens darin, mir selbst zu genügen, mein ästhetisches Formgefühl aufs höchste zu verfeinern, niemandem weh zu tun und mir von keinem weh tun zu lassen. Ich kann nicht sagen, daß mich meine „Philosophie“ glücklich gemacht hätte – nein, keineswegs –, eine bessere fand ich damals jedoch nicht.

So jämmerlich war es um mich bestellt, einen dreiunddreißigjährigen deutschen Intellektuellen aus, wie man so sagt, gutem bürgerlichem Hause.

Das war meine „Moral“, meine intellektuelle Position an jenem 17. September 1942, als ich kurz vor Mitternacht die fünf Treppen zu meiner Berliner Wohnung hinaufstieg.

Oben angekommen, öffnete ich die Wohnungstür, machte Licht – und sah mich zwei Männern gegenüber, einem in Uniform, einem in Zivil.

„Herr Thorndike?“, fragte der Zivilist.

„Ja!“, bestätigte ich fragend – und merkwürdig, in diesem Augenblick wußte ich schon alles. Alles! Ich wußte, fühlte, ahnte: Nun ist dein bisheriges Leben vorbei. „Gestapo!“ Das war der in Zivil. „OKW-Abwehr!“ Das war der in Uniform.

„Sie sind verhaftet, machen Sie keine Geschichten, öffnen Sie Ihr Zimmer!“

Ich öffnete, sie durchwühlten alles, steckten ein paar Schriftstücke ein, nahmen mich mit.

Verhör, ein paar unsanfte Stöße, nicht schlimm, Einlieferung ins Gefängnis Berlin-Alexanderplatz.

Einhundertsechzig Männer in einem kaum erhellten Raum, der vielleicht für vierzig Menschen ausgereicht hätte. „Was ist los?“ wurde ich gefragt.

„Wehrkraftzersetzung“, antwortete ich einsilbig. Warum hätte ich ihnen, die ich nicht kannte, auch erzählen sollen, wie alles gekommen war:

Daß ich keine Lust gehabt hatte, Kanonenfutter für Hitler zu sein; daß es mir bei meinem vielen Geld nicht schwergefallen war, gute Freunde unter den Offizieren der Heeresfilmstelle zu finden; daß diese Freunde für mich „alles in Ordnung brachten“. Was sollte ich das alles erzählen? Das eine Wort – „Wehrkraftzersetzung“ – sollte ausreichen. Es reichte auch aus. Zersetzung der Wehrkraft war in diesem Gefängnis das häufigste Delikt.

Und ich erfuhr, daß im dritten Kriegsjahr erwiesene Wehrkraftzersetzung gemeinhin den Kopf kostete.

Nie werde ich die Tage und Nächte in diesem Hitler-Gefängnis vergessen.

Wie soll ich den zweiundzwanzigjährigen Unteroffizier vergessen mit dem schneeweißen Haar und zitternden Händen und dem leeren Blick. Er hatte seinem Leutnant, der ihn peinigte, einen Stoß gegeben, einen kleinen, harmlosen Knuff. Dafür hatte er zwei Jahre lang im Gefängnis Plötzensee die Mordstätte und das Fallbeil vom Blut der Ermordeten reinigen müssen. Vierundzwanzig Monate lang Menschenblut abwaschen, wenn man zwanzig Jahre alt ist und gerade ins Leben will!

Wie soll ich die Särge, die offenen Särge mit den erschlagenen und verhungerten Juden vergessen, die man an uns vorbeitrug – jeden Mittag, wenn wir zum Empfang der Wassersuppe angetreten waren.

Wie soll ich jenes zerschundene Menschenbündel in seinen Ketten vergessen, das aus seiner Dunkelzelle geholt wurde, wo es schon neun Monate die Aussage verweigerte, um an uns auf

allen Vieren vorbeizukriechen, geblendet, stumm, beinahe tot. Jeden Morgen wurde die Tür aufgestoßen, ein Gefängnisaufseher erschien mit den Transportzetteln – roten, grünen, gelben, weißen Zetteln. Das war die Stunde, wo das Schicksal für jeden von uns anklopfte.

Konzentrationslager – das war beinahe der sichere Tod. Gefängnis – das war eine Übergangslösung.

Zuchthaus – das war das Sicherste, da herrschte Zuchthausordnung. Strafkompagnie – davor grauste allen.

Aber keiner konnte an der Entscheidung etwas ändern, die mit den roten, grünen, gelben, weißen Transportzetteln über ihn hereinbrach.

Da verstand ich, daß ich bislang einem Phantom nachgejagt war, als ich geglaubt hatte, mich selbst zum Maß aller Dinge machen zu können. Ich verstand für mein ganzes weiteres Leben etwas Entscheidendes: daß der Mensch nur als ein Teil der menschlichen Gesellschaft existiert – *und nicht anders*. Die Theorie vom elfenbeinernen Turm, der ich bis zu diesem Tag angehangen hatte, erwies sich als falsch.

Jene Tage im Gefängnis am Berliner Alexanderplatz, als ich der Entscheidung entgegenfieberte, ob die Gestapo mich am Leben lassen würde oder nicht, erschütterten auch zutiefst meine Auffassungen über den Sinn des Lebens.

Ich lernte Kommunisten kennen – zum erstenmal in meinem Leben. Drei Männer waren es, und wir anderen achteten sie hoch. In diesem schrecklichen Loch, in das man einhundertundsechzig Männer gepfercht hatte, nutzten keine Verstellungskünste. Im Zustand äußerster Not, angesichts des fast sicheren Todes tritt der Kern, das Wesen eines jeden Charakters unverhüllt zutage.

Die drei Kommunisten, von denen jetzt die Rede sein soll – heute darf ich sagen: die drei Genossen –, waren die einzigen unter uns Inhaftierten, die sich klar und deutlich und ohne Zögern zum Kommunismus bekannten.

Genossen, die Ihr vor zweiundzwanzig Jahren ermordet wurdet – Eure letzte Tat, bevor sie Euch mordeten, war, daß Ihr neue Kämpfer für unsere unsterbliche Sache geworben habt. Auch mich.

Die einzigen unter uns, die nichts, gar nichts mehr zu hoffen hatten, seid Ihr gewesen. Die Braunen hatten Euch erwischt, als Ihr Klassenbrüdern aus dem Sowjetlande, Kämpfern der Roten Armee, die hinter den deutschen Linien abgesprungen waren, Hilfe gewährtet, ihnen Unterschlupf gegeben hattet. Ihr wußtet, wie wir alle, daß Euer Leben nur noch nach Tagen zählte, daß sie Euch nur leben ließen, um Euch zu Verrätern zu machen. Und wie habt Ihr es getragen!

Bestien. Nachts peinigten sie Eure Frauen, die sie ein Stockwerk tiefer eingesperrt hielten. Sie marterten sie, die Mütter Eurer Kinder, bis unser Loch von ihren Schmerzensschreien widerhallte.

Doch Ihr habt geschwiegen – selbst zu uns. Nur Eure Augen, die sprachen, und als ich später, viel später verstehen lernte, daß die Größe der Liebe am Haß zu ermessen ist, den man dem Feind des Geliebten entgegenschleudern vermag –, da mußte ich an Eure Augen denken.

Gesprochen aber habt Ihr zu uns von den Idealen der Kommunisten und vom Glück des Kampfes, davon, daß es keinen anderen Lebensinhalt, keinen anderen Sinn für das Leben geben könne als den Einsatz der ganzen Kraft, der ganzen Person – bis zur Hergabe des eigenen Lebens – für den Sieg einer neuen, besseren: der kommunistischen Gesellschaftsordnung.

Habt ewigen Dank, Genossen! Auch in mich legtet Ihr die Saat.

Ihr zeigtet mir, daß das Leben einen Sinn haben kann – einen wirklichen und wahrhaftigen Sinn. Ihr legtet die Saat. Ich wurde ein Abtrünniger.

Die Klasse, in die ich hineingeboren worden war – die Bourgeoisie –, verließ ich für immer.

Wohin mein Weg mich führen würde, das fragte ich damals noch nicht. Von den Ideen eines Karl Marx, eines Friedrich Engels, eines Wladimir Iljitsch Lenin ahnte ich nichts.

II.

Von diesen großen Ideen erfuhr ich fast genau zwei Jahre später, im November 1944.

Ich war Soldat geworden, Krankenträger – unterster Dienstgrad des Sanitätswesens. Zur Verurteilung wegen Wehrkraftzersetzung hatte es nicht gereicht; die Bestechung ließ sich nicht nachweisen. Und Hitler brauchte dringend Soldaten.

So war ich auf Betreiben der OKW-Abwehr aus dem Gefängnis entlassen und zu den Sturmgenadien gesteckt worden – einem regelrechten Himmelfahrtskommando. Wieder hatte ich Glück.

Im Frühjahr 1943, kurz bevor die Sturmgenadier-Einheit, der ich zugeteilt worden war, in der Schlacht von Orel aufgerieben wurde bis auf einen einzigen Mann, war ich lebensgefährlich erkrankt – Diphtherie. Mit schweren Lähmungen und kaputtem Herzen war ich im Heimatlazarett gelandet. Dort hatte ich mich bis zum Herbst des Jahres 1944 halten können – nun schon nicht mehr allein meiner eigenen Haut zuliebe. Nachdem ich meine Gliedmaßen wieder einigermaßen gebrauchen konnte, war ich als Laborant untergekommen. Ich hatte das Blut der Malariakranken zu untersuchen. Da konnte ich so manchem Familienvater den Lazarettaufenthalt verlängern und Hitler manchen Soldaten rauben.

Im September 1944 war auch das vorbei. Ich wurde „kv“ geschrieben – kriegsverwendungsfähig – und kam zum Ersatztrupenteil nach Eilenburg bei Leipzig. Das war der Sammelplatz zum Abtransport an die Front.

Das Leben, die Stimmung der Menschen, auch der Soldaten, war damals, als jeder das Ende des „Tausendjährigen Reiches“ nahen sah, düster, angsterfüllt – makaber. Niemand hatte mehr Lust, noch in letzter Minute ins Gras zu beißen. Die militärischen Abwehrstellen und die Gestapo unterdrückten mit äußerster Brutalität jedes Aufbegehren. Es herrschte die Stille eines Friedhofes. Gesprochen wurde nur noch mit den engsten Angehörigen und nächsten Freunden. Niemandem konnte man trauen, ein einziges pessimistisches oder gar ablehnendes Wort ins falsche Ohr kostete den Kopf.

Es war schwer, die Nerven zu behalten, und viele Soldaten waren, bei aller Angst vor der Front, doch froh, wenn die Stunde des Transports gekommen war und sie Eilenburg verlassen konnten.

Ich selbst blieb verhältnismäßig lange in dieser Stadt. Es wurden eine Menge Lehrgänge zur Qualifizierung des Sanitätspersonals abgehalten, und ich war ein eifriger Lehrgangsteilnehmer, meldete mich freiwillig, zeigte großes Interesse für Sauerstoffgeräte, Beinschienen, Kopfverbände, Seuchenbekämpfung und was da sonst noch gelehrt wurde. So konnte ich meine Absicht, Hitler nicht zu dienen, am besten durchführen.

Ich verhielt mich vorsichtig und zurückhaltend. Im Heimatlazarett hatten sich die Abwehrleute noch für mich interessiert; ich wußte nicht, wie es hier in Eilenburg sein würde. Nur einem Unteroffizier, Franz Jahn, schloß ich mich im Laufe der Wochen

näher an. Ich hatte Vertrauen zu ihm. Er war nicht wie die meisten anderen Unteroffiziere. Obwohl auch er seinen Dienst als unser Vorgesetzter völlig korrekt tat, war er menschlicher. Er sprach auch nicht in diesem elenden Hitlerjargon.

Oft verbrachten Franz und ich die Zeit zwischen dem Ende des Dienstes und dem Schlafengehen miteinander.

Merkwürdige Stunden. Mein Herz war zum Überlaufen voll – voller Sorgen und Fragen und Gedanken. Auch ihn beschäftigte viel, wovon er nicht sprach, wovon er vermutlich, wie ich, nicht zu sprechen wagte. Aber wer wußte das?

Eines Tages hielt ich es nicht länger aus und erzählte ihm von meiner Verhaftung, von den Wochen im Gefängnis – 1942. Ich ging beileibe nicht so weit, von meinem Haß zu sprechen oder von meinem Entschluß, keine Hand für Hitlers Krieg zu führen, das wagte ich nicht. Aber von den drei Kommunisten erzählte ich ihm.

Franz Jahn hörte sich alles an, ging aber nicht darauf ein – nicht an diesem Abend. Auch beim nächsten Mal, als wir wieder in dem kleinen, spärlich erleuchteten Café saßen, das überfüllt war mit Soldaten, ihren Frauen und Mädchen, die zum Abschiednehmen gekommen waren, griff Franz meine Gefängnisgeschichte nicht auf. Er richtete es so ein, daß ich ihm viel aus meinem Leben erzählte.

Bald darauf aber kam der große, unvergeßliche Augenblick.

Wieder waren wir in dem Soldaten-Café, saßen an einem der kleinen Marmortische, allein, hinter einer Säule. Es brannte kaum Licht. Die Luft war so rauchgeschwängert, daß sie im Halse kratzte. Gedämpftes Stimmengewirr. Wir hatten uns schon lange erzählt, er war mir sehr nahe gekommen. Da sah er mir mit einem Male fest und tief in die Augen – lange und sehr ruhig und sehr prüfend. Dann sagte er: „Einer muß den Anfang machen. Ich will es sein. Hör zu, Andrew – ich bin ein Kommunist, ich hasse diesen Hitler, und ich kämpfe gegen ihn, so gut ich kann.“

Da zögerte ich nicht, da dachte ich nicht an die Möglichkeit einer Falle, da traute ich meinem Herzen und sagte: „Franz! Ich hasse Hitler auch, und ich will ihm nicht dienen. Ein Kommunist bin ich nicht. Ich weiß überhaupt nichts davon.“

Und ich fügte hinzu:

„Nun hängen wir wohl fest aneinander. Ich finde das schön.“ „Du brauchst keine Angst zu haben“, sagte Franz, „aber wenn man erst einmal vom Baume der Erkenntnis genascht hat und ein anständiger Mensch ist, kann man es nicht mehr lassen. Man muß für seine Sache kämpfen.“

Da war sie wieder: die Frage nach dem Sinn des Lebens.

Und als ich – froh und aufbrechend wie nach dem Geständnis einer großen Liebe – ihn nun fragte, was denn Kommunismus überhaupt sei, da nahm er seine Zigarettenschachtel, trennte den Deckel ab, bat mich um einen Bleistift und versuchte, mir das Wesen der Marxschen Mehrwert-Theorie zu erklären – in einem kleinen, verräucherten Soldaten-Café in Eilenburg bei Leipzig, auf dem Deckel einer Zigarettenschachtel, kurz bevor englische Flieger Bomben warfen und uns in die Keller trieben. Zum erstenmal hörte ich da von der Ausbeutung der Menschen durch den Menschen. Aber da ich die Praktiken der Konzernherren und Monopole aus eigener Erfahrung ziemlich genau kannte, verstand ich sehr schnell und sehr gut die tiefe Wahrheit dessen, was mir Franz Jahn an diesem und manchem weiteren Abend zuflüsterte.

Und da begann mir zu dämmern, wie mein weiteres Leben verlaufen mußte – wenn mir weiter zu leben beschieden sein würde.

Vierzehn Tage später bekam ich Gelegenheit, mich selbst zu erproben:

„Andrew, paß auf!“ sagte Franz zu mir, „unsere Truppe hier in Eilenburg wird aufgelöst. Es geht noch eine einzige Sanitätskompanie hinaus, alle anderen Sanitäter werden Infanteristen. Aber paß auf, Andrew, diese letzte Sanitätskompanie geht an die Ostfront, die Infanteristen kommen an die Westfront. Du mußt jetzt selbst wählen! Als Sanitäter an die Russen-Front oder als Infanterist an die Ami-Front. Diese Entscheidung kann niemand für dich treffen. Das mußt du selbst tun.“

Und er fügte hinzu:

„Ob du im Osten Gelegenheit zum Überlaufen haben wirst, auch das weiß kein Mensch. Also sag mir Bescheid, wenn du dich entschieden hast. Ich kann dafür sorgen, daß du dorthin kommst, wohin du willst.“

Ich entschied mich für den Sanitäter im Osten.

Ich wollte nicht weiterleben wie bisher, und ich war voll ahnungsvoll hoffendem Glauben, daß mein Entschluß mich irgendwie einem sinnvollen, nützlichen Leben zuführen werde. Das war meine erste bewußte politische Entscheidung. Sie war der Wendepunkt in meinem Leben.

III.

Fast sechsunddreißig Jahre alt, begann ich ein neues Leben.

Wie ein Kind begann ich es: neugierig, unsicher, naiv, enthusiastisch. Und irgendwie glücklich!

Und weil dieses neue Leben im Sowjetlande begann, aufs engste verbunden mit sowjetischen Menschen, möchte ich davon noch etwas erzählen.

Aus dem Überlaufen wurde nichts. Ich kam überhaupt nicht an die Front, sondern blieb auf einem Hauptverbandsplatz. So geriet ich am 8. Mai 1945, unweit von Prag, in sowjetische Kriegsgefangenschaft.

Drei Wochen marschierten wir durch die Tschechoslowakei – ein riesiger Haufen gefangengenommener Soldaten der Hitler-Wehrmacht – bis nach Bratislava. Dort war ein großes Auffanglager.

Der lange Marsch nach Bratislava beförderte noch mein Verlangen, etwas zu tun, mit dem Neuen anzufangen. Das erste, übermächtige Gefühl der Entspannung, das die Russen in den Ruf „Woina kaputt! Gitler kaputt!“ und wir in die Worte „Der Krieg ist aus!“ kleideten – wozu bei einem jeden der Gedanke trat: „Du lebst, du bist noch einmal davongekommen!“ –, machte dem Drang Platz, mit dem neuen Leben zu beginnen.

Im Lager Bratislava wurde von kriegsgefangenen deutschen Soldaten ein antifaschistisches Aktiv ins Leben gerufen. Ich war dabei. Ich wurde Agitator und Nachrichtensprecher für dreitausend Kriegsgefangene, die in dem großen Marstall der ehemaligen Artilleriekaserne untergebracht waren. Da hielt ich, der Jünger des Elfenbeinturms, ehe ich überhaupt wußte, was ich tat, Massenmeetings mit Hunderten von Teilnehmern ab.

Vor die Notwendigkeit gestellt zu begründen, warum ich denn für den Kommunismus sei, entwarf ich, der ich doch noch keine Ahnung, nur einen großen Glauben hatte, ein so herrliches Traumbild vom kommenden Paradies auf Erden, daß viele meiner Zuhörer am Schluß begeistert waren – genauso begeistert wie ich selbst. Mit der Wirklichkeit hatte mein Bild von der kommunistischen Gesellschaft nicht viel zu tun, es war die nicht unbekannte kleinbürgerliche Phantasie vom konfliktlosen Wohlbehagen: Alle gleich – gleich satt, gleich zufrieden, gleich in ihren Bedürfnissen. Keine Klassen, keine Widersprüche, keine

Dokumentarfilme von Andrew und Annelie Thorndike



1949

1952



1960

1975

Andrew Thorndike bei der Internationalen Leipziger Dokumentar- und Kurzfilmwoche





1958

1957



1980

1980



Arbeiten am Film „Das russische Wunder“

Sorgen. Gearbeitet wurde in meinem Paradies nicht allzuviel und nur aus Spaß an der Tätigkeit. Verständlich: Meine Utopien ernteten bei diesem Publikum nicht wenig Beifall, zumal ich sie mit der Leidenschaft des gläubigen Jüngers vortrug.

Bereits in diesen Tagen, noch so naiv, sollte ich die elenden Praktiken des Klassenfeindes kennenlernen. Kaum vierzehn Tage hatte ich in Bratislava als antifaschistischer Agitator gewirkt, da wurde ich von Mitarbeitern der NKWD einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen, sehr ernst, sehr mißtrauisch. Ich sei gar kein Sanitätssoldat, wurde mir vorgehalten. Ich sei ein verkappter SS-Hauptscharführer, der während der Kämpfe an der Donau eine Gruppe sowjetischer Gefangener meuchlings habe erschießen lassen. Angehörige meiner SS-Einheit hätten das angegeben.

Diese Denunziation war der Versuch der anderen Klasse, einen Abtrünnigen umzubringen.

Mich rettete nur der Umstand, daß ich meine Unschuld beweisen konnte. Alle Soldaten der Sanitätseinheit des Hauptverbandsplatzes, auf dem ich zu der fraglichen Zeit als Sanitätssoldat gearbeitet hatte, waren mit mir zusammen gefangengenommen worden und mit mir ins Lager Bratislava gekommen. Auf mein Ersuchen wurden sie befragt, und sie bezeugten die Wahrheit meiner Angaben.

Danach empfand ich jede weitere Tat für das neue Leben, jede Möglichkeit, sich zu bekennen, mitzukämpfen, mitzuarbeiten, erst recht.

Und es mangelte wahrhaftig nicht an Möglichkeiten: Große Lagerversammlung. Ein Vertreter der sowjetischen Lagerleitung spricht zu uns zwölftausend Gefangenen von der Zukunft. Er schildert das ungeheure Ausmaß der Verwüstung im Sowjetlande, an der wir doch alle teilgehabt hätten, gewollt oder ungewollt, gern oder unlustig, auf Befehl oder aus eigenem Antrieb. Niemand von uns könne doch bestreiten, daß wir die Verwüstung angerichtet hätten – ganz gleich, mit welchen Gefühlen und aus welchen Motiven –, daß wir es gewesen seien, die die Sowjetunion überfallen hätten!

Wie wir uns denn die Wiedergutmachung vorstellten? Ob wir denn meinten, der Aufbau all des Zerstörten sei einzig und allein Sache der von uns grundlos und heimtückisch Überfallenen? Dann schwieg der sowjetische Offizier lange. Wir schwiegen auch. Zum erstenmal begegneten wir der Schuldfrage in ihrer ganzen Kompliziertheit, Tragik und Härte.

„Also wie?“ drängte der Vertreter der Lagerleitung. Als wir weiter schwiegen, meinte der Offizier, einen Teil der Antwort könne er uns geben. Wir alle müßten wiedergutmachen, wenigstens etwas. Daran ginge gar kein Weg vorbei. Wir alle kämen jetzt in die Sowjetunion, um beim Wiederaufbau mitzuarbeiten.

Langes, dumpfes Schweigen.

Die Frage, die er, der Vertreter der Sowjetmacht, an uns habe, aber sei: Wer von uns deutschen Kriegsgefangenen fühle die moralische Verpflichtung in sich, über dieses unerläßliche und beschlossene Minimum hinauszugehen und dem Wiederaufbau darüber hinaus mehr zu helfen dadurch, daß er in seinem erlernten Zivilberuf als Facharbeiter, Ingenieur, Chemiker, Konstrukteur freiwillig zu arbeiten bereit sei. Es meldeten sich damals nicht viele. Ich war unter den wenigen.

Bald darauf fuhr ich als einer der sechsunddreißig Insassen eines fest verschlossenen Güterwagens zum Zwecke der Wiedergutmachung in das Land des „russischen Wunders“. Mir war es unendlich schwer, ich dachte an meine Lieben daheim – ich wußte nicht einmal, ob sie lebten. Aber ich blieb innerlich ruhig. Drei kleine Erlebnisse gaben mir gleich zu Anfang viel Stoff zum

Nachdenken. Das erste hatte ich nicht weit von Tula, auf einer kleinen Bahnstation. Der Abend war kühl, die Nacht drohte kalt zu werden. Unser Transport stand und stand. Da wurde die Tür unseres Waggons aufgerissen und zwei Soldaten der sowjetischen Begleitmannschaft kletterten zu uns herein, mit großen Äxten bewaffnet. Ohne viel Worte zerschlugen sie eine der Holzpritschen, auf denen wir lagen, und warfen die starken Bretter und gewichtigen Kanthölzer aus dem Waggon hinaus. Draußen wollten sie ihr Werk vollenden und die Bretter und Kanthölzer zu Brennholz zerschlagen.

Das Holz, das sie da zu zerspalten begannen, war wertvollstes Edelholz – Mahagoni, Eiche, Kirschbaum. Es stammte von einem Holzlagerplatz an der rumänisch-sowjetischen Grenze, wo unser Transport zusammengestellt worden war.

Als die Soldaten gerade mit dem Zerhacken des Holzes begonnen hatten, kam ein Bahnarbeiter vorbei, blieb stehen und betrachtete sich die Sache ein Weilchen. Er nahm ein Stück des zerspaltenen Holzes und sah es sich genau an; dann ging er bedächtig auf die beiden Soldaten zu, nahm ihnen, die erstaut aufsahen, die Äxte aus den Händen und warf sie weg. Und ruhig, aber sehr bestimmt, erklärte er den beiden Jungen, daß das, was sie da täten, eine Schande sei, eigentlich ein Verbrechen, ein Vergehen am sozialistischen Eigentum!

Er redete eindringlich auf sie ein. Sie seien doch nicht dumm, sie müßten doch verstehen – dies sei sehr kostbares Holz. Wenn sie so eine Kostbarkeit vernichteten, dann schädigten sie doch ihren Staat, dem dieses Holz gehöre, und damit *sich selbst!* Besser sei es doch, ein bißchen zu frieren.

Da sammelten die beiden jungen Soldaten die noch nicht zerschlagenen Bretter wieder ein und trugen sie in unseren Waggon zurück.

Kurze Zeit darauf hatte ich das zweite Erlebnis: Ich stand mit anderen Woynaplennys (Kriegsgefangenen) in einem dunklen Schuppen. Wir hatten den Zaun um ein Sanatoriumsgelände repariert und wollten uns aufwärmen. In einer Ecke des Schuppens standen große Porträtplastiken, die vor dem Krieg im Park des Sanatoriums ihren Platz gehabt hatten. Eine dieser Plastiken stellte einen Männerkopf dar – ein kühnes Antlitz, ein mächtiger kahler Schädel, ein kleiner Kinnbart.

Ich fragte den Soldaten, der auf uns aufpaßte, wer das denn sei. Der Mann musterte mich erstaunt – dann gab er mir seine Antwort: eine gewaltige Ohrfeige, die einzige, die ich je bekam. Ich hatte nicht gewußt, daß ich nach Wladimir Iljitsch Lenin gefragt hatte.

Endlich kam ich in jenem Lager an, wo ich drei Jahre bleiben sollte: im Lager 27/3 in Krasnogorsk bei Moskau. Da hatte ich das dritte Erlebnis:

Ich war krank und sehr schwach, hatte gerade eine Ruhr überstanden. Dem Kommandanten des Lagers mußte mein Zustand aufgefallen sein, das merkte ich jeden Tag beim Appell. Ich war noch keine Woche dort, da nahm er, „Zwerg Nase“ – so nannten wir ihn –, mich nach dem Wegtreten mit in seine kleine Kommandantur. Dort examinierte er mich: „Verheiratet?“ „Ja, gewiß.“ „Woher?“ „Dresden“ „Krank?“ „Gewesen – Ruhr.“ „Kinder?“ „Vier!“

Da rieb „Zwerg Nase“ seine große Nase und dachte nach. Lange, unschlüssig. Schließlich gab er sich einen Ruck und befahl mir, jeden Abend in die Kommandantur zu kommen und dort aufzuräumen. Ich ging jeden Abend hin. Es gab nicht viel aufzuräumen – aber mehr zu essen. Ich danke es diesem Kommunisten, daß ich gesund wurde.

Drei kleine Erlebnisse von unzähligen. Bald jeder Tag brachte

neue. Förmliche Lawinen neuer Erkenntnisse drangen auf mich ein – auch neue Probleme, Fragen, Rätsel.

Zu meinen größten Abenteuern in jener Zeit des Beginns eines neuen Lebens zählt das Lesen, zählen die Bücher.

In unserem Lager gab es eine wunderbare Bibliothek – so ziemlich alle Klassiker der Welt, die gesamte sowjetische und die antifaschistische deutsche Gegenwartsliteratur. Und natürlich – warum eigentlich natürlich? – Marx, Engels, Lenin und damals auch Stalin, alle vier komplett; dazu Franz Mehring und August Bebel und Plechanow und Hegel und Feuerbach. Wirklich: Alles! Ich begann zu lesen, Tag und Nacht, in jeder Minute, die ich erübrigen konnte. In der ersten Zeit las ich ausschließlich die Klassiker des Marxismus-Leninismus. Ich brauchte sie.

Bislang hatte ich gelebt ohne Verständnis, ohne Empfindung für die ungeheure Dramatik und die erhabene Größe des welthistorischen Entwicklungsprozesses der menschlichen Gesellschaft. Ich war ohne jeden Sinn für den historischen Aspekt gewesen, betrachtete mich und mein Leben immer nur als Zustand, ohne zurück- oder vorwärtszuschauen.

Nun las ich „Das Kommunistische Manifest“, las den „Anti-Dühring“, las „Materialismus und Empirio-kritizismus“, las die „Geschichte der KPdSU“ und begann nun, immer klarer und ergreifender werdend, die Menschheitsgeschichte in ihrem riesigen, dramatischen Vorwärtsschreiten zu erblicken, fing an, diese Menschheitsentwicklung als einen Prozeß zu begreifen und mich als einen Teil dieses Prozesses – mit der Möglichkeit des aktiven Eingreifens, mit der Pflicht zum Eingreifen.

Ich las mit tiefem Verwundern, mit Erschauern den Satz: „Die Idee wird zur materiellen Gewalt, wenn sie die Massen ergreift!“ Und in diesem Moment des Eindringens in das weltanschauliche Gebäude des Marxismus-Leninismus wurde ich zum Film-Dokumentaristen.

Wahrscheinlich hatte es mir mein bisheriges Leben sehr leicht gemacht, die ethische Größe und die absolute Wahrheit des Kommunismus zu erfassen und seine welthistorische Bedeutung für den Fortschritt und das Glück der Menschheit. Denn ich hatte das, was er ablösen würde, die untergehende imperialistische Welt, noch zur Genüge aus eigenem Erleben kennengelernt; auch was Arbeitslosigkeit und Krise für die Ausgebeuteten bedeuten – auch das hatte ich erlebt: Meinen Arbeitsplatz hatte ich ebenso mit allen Mitteln bis zum Äußersten verteidigen müssen. Der Kampf der großen Monopole war mir kein Buch mit sieben Siegeln; ich kannte ihre Wolfsmoral. Die Vereinsamung des Menschen, seine seelische Verarmung waren mir nur zu gut bekannt.

Den faschistischen Henkern war ich nahe genug gewesen, um zu wissen, was Faschismus bedeutet.

Ich hatte als Sanitäter Zerfetzte und Tote zu Tausenden in meinen Händen gehalten.

Ich hatte deutsche Städte in Flammen aufgehen und sowjetisches Land in Trümmern liegen sehen.

Ich hatte es gesehen, hatte erlebt, was kapitalistische Ausbeutung, was Faschismus und Krieg für die Menschen bedeuten.

Und nun las ich die Klassiker des Marxismus-Leninismus, las und las. Und begann zu begreifen, was zu tun notwendig war. Ich begriff, daß das Neue, der Kommunismus, nichts zu tun hat mit jener kleinbürgerlichen Utopie vom Paradies, die ich in Bratislava verkündet hatte.

Ich begriff, daß der Kommunismus kein Märchen ist und auch kein Geschenk, das den Menschen von irgendwoher und von irgendwem bereitet wird. Ich begriff, daß der Aufbau des Kommunismus nur das Werk der arbeitenden Menschen selbst sein

kann. Ich begriff, daß hier und nur hier der Sinn des Lebens zu finden ist – und das Glück und die Befriedigung.

Und ich sah schließlich ein, daß ich viel lernen mußte, daß ich mich erziehen mußte, daß ich konkret ein anderer werden mußte, wenn ich den Sinn dieses Lebens erfüllen wollte.

So wurde ich ein bewußt Lernender!

IV.

Die Schule – das war unser Kriegsgefangenenlager, das Lager Nr. 27/3 in Krasnogorsk bei Moskau. Es war eine Schule mit Internat. Das Schülerkollektiv – das waren wir Kriegsgefangenen, die das antifaschistische Komitee des Lagers bildeten.

Unsere Lehrer – das waren Kommunisten. Es waren deutsche Kommunisten, denen das Sowjetland in den Jahren der Hitler-Barbarei Schutz und Arbeit gegeben hatte. Und es waren sowjetische Kommunisten, Parteiarbeiter, Publizisten, Journalisten, Philosophen, Historiker, Ökonomen, Offiziere. Ja – wir hatten hervorragende Lehrer!

Von besonderer Bedeutung war die unlösliche Verbindung des Unterrichts mit der Praxis.

Der Unterricht – das waren Lektionen, Konsultationen, Seminare, ein hervorragend organisiertes, umfangreiches Selbststudium. Die Praxis – das war die tagtägliche politische Arbeit.

In unserem Lager gab es kriegsgefangene Deutsche aller nur denkbaren politischen und weltanschaulichen Richtungen und jeder nur denkbaren sozialen Herkunft. Wir hatten Arbeiter und Konzernherren, Bauern – Klein-, Mittel-, Großbauern – und Gutsbesitzer, Angestellte und Künstler, Techniker, Ingenieure, Historiker und Rechtsanwälte. Dazu ein großes Kontingent Berufsoffiziere, Generalstäbler und Generale aller Waffengattungen, und zwei Gruppen katholischer und evangelischer Geistlicher – wir nannten sie die „Opium-Brigaden“ –, die lange Zeit im Lager lebten.

Es gab große und kleine Nazis, auch Kommunisten und Sozialdemokraten, Atheisten und Gläubige, alte und junge Menschen.

Wir, die Schüler, die Mitglieder des antifaschistischen Lagerkomitees, betrachteten es als unsere Pflicht, mit allen Lagerinsassen die politische Auseinandersetzung zu führen. Gerade darin bestand die Praxis unserer „Universität des Lebens“ – wie wir die Zeit der Kriegsgefangenschaft nannten.

Wir hatten geschulte, erfahrene Gegner. Sie beherrschten perfekt die nazistische „Argumentation“, waren fanatisiert, oft glänzende Rhetoriker. Im Kampf um die Aufklärung und Überzeugung der Mitläufer, der Verführten, der „Unpolitischen“ mußten wir diese Erznazis niederringen. „Ihr habt die besten Argumente, für euch spricht das Leben, sprechen die Tatsachen“, das sagten uns unsere Lehrer, und sie fügten hinzu: „Ihr müßt aber sehr viel wissen, konkret und exakt, ihr müßt die Scheinargumente der Faschisten durch Tatsachen zerschlagen. Nur Tatsachen überzeugen. Ihr müßt diese Tatsachen kennen und müßt lernen, sie logisch und konsequent ins Treffen zu führen.“ So lernten und studierten wir, um unseren Zuwachs an Wissen und Erkenntnissen sofort in der politischen Auseinandersetzung zu verwenden.

Es war eine höchst förderliche Einheit von Theorie und Praxis. Wir organisierten Zirkel für alle Kriegsgefangenen, wir hielten Vorträge, machten Buchbesprechungen, gaben eine Lagerzeitung heraus. Wir hatten ein unglaublich reges kulturelles Leben, dessen Organisation meine spezielle Aufgabe war. Wir spielten kontinuierlich Theater und Kabarett, hatten unser Orchester,

malten, schrieben, dichteten. Und nichts, was wir taten, war losgelöst vom großen Prozeß der politischen Auseinandersetzung, nichts geschah um seiner selbst willen.

Und wir haben unsere politischen Gegner ausgepunktet, bis ihnen nichts mehr blieb als die unflätige Beschimpfung und – die Drohung. „Wenn ich Sie zu Hause erwische, lasse ich Sie am nächsten Laternenpfahl aufhängen“, drohte mir ein SS-General. Ich kann nicht zum Schluß kommen, ohne von einem meiner vielen hervorragenden Lehrer zu berichten.

Was für meine Frau, für Annelie, der Kapitän Boikow gewesen ist, das war für mich der Oberst der Sowjetarmee Professor Nikolai Janzen, einer der hervorragendsten Lehrer und Propagandisten des dialektischen Materialismus, die ich kenne. Während des Krieges und in den ersten Jahren nach dem Kriege arbeitete er als Lektor und Lehrer in verschiedenen Kriegsgefangenenlagern; jahrelang war er auch der Chefredakteur der Zeitung „Nachrichten für die deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion“.

Professor Janzen und andere Mitglieder der Redaktion dieser Zeitung kamen in unser Lager, um sich eine Aufführung von Konstantin Simonows Stück „Die russische Frage“ anzusehen. Ich hatte die Inszenierung besorgt. So lernten wir uns kennen. Professor Janzen suchte damals unter uns Kriegsgefangenen nach einem Mitarbeiter, einem Assistenten, der ihm bei der Bearbeitung der zahlreichen Einsendungen, die aus den Lagern an die Redaktion der „Nachrichten ...“ kamen, helfen sollte. Er nahm mich als Assistenten, und ich hatte auf diese Weise die Möglichkeit, ihn fast täglich zu sprechen, an seiner Arbeit teilzunehmen und von ihm zu lernen.

Professor Janzen erzog mich vor allem durch sein persönliches Vorbild, durch die reine Schönheit seiner Moral, die wirklich grenzenlose Hingabe an seine Sache, durch seine Leidenschaft, Arbeitsbesessenheit und Schlichtheit, durch das rücksichtslose und kritische Verhalten sich selbst gegenüber.

Um nur von letzterem zu sprechen: Ich wußte, daß Janzen seit vielen Jahren an fürchterlichen Kopfschmerzen litt, die ihn fast ohne Unterbrechung Tag und Nacht peinigten, ihm den Schlaf raubten und ihn zermürbten. Ich habe ihn niemals klagend gehört, ganz selten, daß er die Schmerzen erwähnte – er wollte seine Mitmenschen nicht durch sein Leiden stören. Nie machte es sich Janzen leicht.

Wenn „Neue“ ins Lager kamen, ließ er es sich nicht nehmen, eine Anzahl einführender Vorträge zu halten. Auf diese geistige Auseinandersetzung mit den „Neuen“ bereitete er sich jedesmal mit Gründlichkeit vor. „Thorndike“, sagte er, „erzählen Sie mir, wer die Leute sind, woher sie kommen, was sie für Erlebnisse hatten, wie sie denken und argumentieren. Ich muß das ganz genau wissen, anderenfalls werde ich über ihre Köpfe hinwegreden.“ Er ruhte niemals eher, er grübelte Tag und Nacht, bis er sicher zu sein glaubte, die „Neuen“ so gut zu kennen, daß er konkret mit ihnen sprechen könne.

Diese äußerst selbstkritische Atmosphäre, die Janzen ganz selbstverständlich war, die zu seinem Arbeitsstil gehörte, beeindruckte mich sehr. Es war mir fremd, daß ein „Chef“ vor seinen Untergebenen an seiner eigenen Arbeit nach Mängeln suchte. Ich kannte es nicht, daß ein „Chef“ die ihm unterstellten Mitarbeiter sogar zur Kritik aufforderte und kritische Bemerkungen ernsthaft erörterte. Mich überraschte die Freimütigkeit, mit der Kritik sowohl gefordert wie geübt wurde; Janzen fühlte sich offensichtlich nicht gekränkt, und seine Kritiker befürchteten nicht, er könne sich beleidigt fühlen. Ich war von einem solchen Verhältnis zur Kritik und Selbstkritik, zum kollektiven

Arbeiten meilenweit entfernt. Es kam zu einem Zwischenfall. Professor Janzen hatte mehrere seiner Mitarbeiter, auch mich, aufgefordert, aus Anlaß irgendeines wichtigen außenpolitischen Ereignisses einen Resolutionsentwurf zu verfassen. Jeder sollte einen Entwurf machen, und dann sollte das Kollektiv zusammenkommen, den besten auswählen und ihn womöglich noch gemeinsam verbessern.

Ich brütete fleißig über meinem Entwurf und war mit ihm sehr zufrieden.

Die Beratung des Kollektivs begann. Jeder Teilnehmer las seinen Entwurf vor. Ich, schon immer ein bißchen „Hahn im Korb“, war meiner Sache ohne weiter nachzudenken sicher: Nur mein Entwurf kam in Frage. Ich hörte nicht einmal genau hin, was die anderen vorlasen.

Es kam anders. Das Kollektiv einigte sich sehr schnell auf einen anderen Entwurf, dessen Text ich, so sehr mit mir selbst beschäftigt, gar nicht richtig wahrgenommen hatte. Dieser andere Entwurf sollte von uns allen, auch von mir, noch etwas „ausgefeilt“ werden, dann sollte ich den endgültigen Entwurf zu Professor Janzen bringen.

Ich war beleidigt. Ich bockte, ärgerte mich und sonderte mich ab. Gekränkte Eitelkeit. An der Überarbeitung des Entwurfs beteiligte ich mich nicht, ich las den endgültigen Entwurf nicht einmal durch. „Wenn sie deinen nicht nehmen, sollen sie doch machen, was sie wollen“, so dachte ich.

Als es soweit war, brachte ich Professor Janzen den fertigen Entwurf. Janzen war heiter und nett wie immer. Ich glaube, er hatte vor, es mir leicht zu machen. Er fragte wie selbstverständlich: „Na, haben Sie den Entwurf gründlich auf Schreibfehler durchgesehen?“ Da antwortete ich: „Nein, ich habe ihn überhaupt nicht gelesen, ich habe ihn nur hergebracht!“

Im Augenblick, als ich diese Worte sprach, fühlte ich bereits, wie dumm ich dastand.

Professor Janzen sah mich schweigend an – lange, und mir war, als ob seine Augen ein wenig feucht würden. Dann wandte er sich ab und kramte in Papieren, die hinter ihm lagen. Schließlich meinte er: „Ich erwarte Sie dann morgen zur gewohnten Stunde.“

Ich ging ins Lager zurück wie ein geprügelter Hund. Mein Herz schmerzte vor Scham. Ich setzte mich allein in eine Ecke, sprach mit niemandem, war ratlos. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Einfach zu ihm gehen und sagen: „Entschuldigen Sie bitte, Herr Professor!“ Das war doch zu wenig. Dann bäumte sich das Alte wieder in mir auf: „Wenn ich nicht will, dann will ich eben nicht! Das ist meine eigene Sache! Wenn ich ihnen so nicht recht bin, sollen sie's bleibenlassen!“

So ging es die ganze Nacht hin und her.

Am Morgen faßte ich einen Entschluß: Viel früher als sonst, gleich zu Arbeitsbeginn, ging ich zu Professor Janzen. Er war freundlich, als wäre nichts geschehen. Ich bat ihn um Entschuldigung. Aber nicht nur das, ich versuchte, ihm durch eine Auseinandersetzung mit meinem früheren Leben zu erklären, warum ich mich so unkritisch und egoistisch benommen hatte. Ich „deckte“ die Ursachen auf.

Und indem ich das tat – ich werde es nie vergessen –, bemerkte ich, wie mir leichter wurde, wie ich vieles an mir selbst zu verstehen begann, was mir bis dahin nicht klar gewesen war. Und als ich seine Augen leuchten sah, da wurden meine feucht. Auch mit den anderen sprach ich. Im selben Sinne. So machte ich zum erstenmal in meinem Leben Selbstkritik.

Ich will zum Schluß kommen: Einige Zeit nach diesem Vorfall jährt sich zum sechstenmal die Tage, an denen ich im Ge-

fängnis am Berliner Alexanderplatz auf den gelben oder grünen oder roten oder weißen Zettel gewartet hatte, der über mein weiteres Leben entscheiden sollte. Es war der 21. September. An diesem Frühherbstmorgen des Jahres 1948 war ich weit weg von den Gefängnistagen des Jahres 1942.

Ich kam an diesem Morgen wie an jedem anderen in die Redaktion. Mein „Chef“, Professor Janzen, hatte eine Konferenz mit den Mitarbeitern der Redaktion. Ich wartete, bis ich herangerufen wurde, begrüßte alle Anwesenden und wandte mich an Janzen – und weil ich glaube, daß ich das, was jetzt folgte, noch beinahe wörtlich in Erinnerung habe, will ich in direkter Rede berichten: „Herr Professor“, begann ich also, „ich habe den neuen Artikel mitgebracht.“

Darauf Janzen im Beisein aller anderen: „Sagen Sie mal, Thorndike, wie lange kennen wir uns denn eigentlich schon?“ „Mehr als zwei Jahre bestimmt“, meinte ich.

„Und da reden Sie mich immer noch mit ‚Herr Professor‘ an? Ist das nicht ein bißchen merkwürdig?“

Ich war sehr verlegen, wußte nicht, worauf er hinauswollte: „Es war doch nie üblich, Sie mit ‚Herr Oberst‘ anzureden?“ Janzen lächelte, die anderen guckten ganz verschieden – gespannt, gerührt, verlegen.

Janzen: „An ‚Oberst‘ hatte ich, offen gestanden, auch nicht gedacht. Aber wie wäre es denn mit ‚Genosse?‘“ Ich schwieg – fassungslos, überwältigt.

„Also, Genosse Thorndike! Die hier anwesenden Mitglieder unseres Redaktionskollektivs haben sich soeben mit dieser Frage beschäftigt. Wir schlagen Ihnen vor, daß wir uns von jetzt an mit ‚Genosse‘ anreden – wir Sie und Sie uns. Wir denken, die Zeit dazu ist gekommen!“

Ein fester Händedruck. Ich stammelte meinen Dank an den Genossen Janzen und an die anderen Genossen. Wir gingen an die Arbeit. Sie ging mir an diesem Tag sehr leicht von der Hand. Ich will schließen mit dem Rat, den mir der Genosse Janzen mit auf den Weg gab, als er mich an einem kalten Dezembertag

des Jahres 1948 auf dem Bahnhof von Krasnogorsk an seine Brust zog und mich mit brüderlichem russischem Kuß in die Heimat entließ: „Wenn Sie nach Hause kommen, in den harten, kämpferischen Alltag eines Mitgliedes der deutschen Bruderpartei, werden Sie oft einen Wegweiser brauchen, der Ihnen sagt, was Sie tun oder nicht tun sollen. Stellen Sie immer nur eine Frage, wenn Sie sich entscheiden müssen: **Nutzt oder schadet mein Entschluß der Arbeiterklasse?**“

In der Einleitung zu diesem 1984 vom Verband der Film- und Fernsehschaffenden der DDR erstmals veröffentlichten Text schrieb Hermann Herlinghaus:

„Am 30. August 1984 wäre Andrew Thorndike 75 Jahre geworden. Er – Präsident unseres Verbandes von dessen Gründung 1967 bis zum 14. Dezember 1979, dem Tag, an dem er nach langer, schwerer Krankheit starb – gehört nicht nur zu den Begründern des DDR-Dokumentarfilms. Seine Filme, zugleich ihre, Annelie Thorndikes Filme, haben unser historisches Bewußtsein, das Gewissen vom historischen Gewordensein des sozialistischen Staates in einmaliger Weise geprägt – mit einer seltenen, unbestechlichen Logik, geschichtliche Entwicklungen des Menschheitsfortschritts bildreif erscheinen zu lassen für Millionen, auch ihre völkermordenden Feinde ins Bild zu rücken, den Zuschauer zu erschüttern und zu überzeugen. Dies mit einer wissenschaftlichen Logik, deren Bildfolgen auch Gegner schweigen ließen. Welches tiefe Gefühl ihn dabei bewegte – darüber sprach er nicht oft. Wenn, dann ohne Rückhalt und stets mit einem leidenschaftlichen, innersten Töne nie verbergenden Bekenntnis zum Land Lenins.“

Davon mögen seine 1964 begonnenen und 1979 beendeten, nur sehr wenigen bekannt gewordenen autobiographischen Äußerungen zeugen. Unsere Zeit vergeht schnell und schwemmt wertvolle Dokumente in die Randsenken ihres Stroms. Dabei gehörten sie in unsere Mitte.“

Annelie Thorndike

geboren am 17. 4. 1925 in der Nähe von Stargard (heute Polen), gestorben am 26. 12. 2012 in Wolgast. Im Herbst 1945 Lehrereexamen. In den Jahren 1948/49 in Penzlin Aufbau einer Zentralschule mit Internat, die für das ganze Land Vorbild wurde; für ihr Mitwirken an der Einrichtung dieser Schule, deren Leiterin sie wurde, erhält Annelie Thorndike den Ehrentitel Aktivist des Zweijahrplans. 1950 Begegnung mit Andrew Thorndike; Beginn der gemeinsamen Filmarbeit. Trägerin des Lenin-Ordens; Nationalpreisträgerin

Andrew Thorndike

geboren am 30. 8. 1909 in Frankfurt am Main, gestorben am 14. 12. 1979 in Berlin. Entstammte einer in Boston ansässigen alten amerikanischen Millionärsfamilie. 1928 Abitur, im Anschluß daran kaufmännische Lehre. 1931–1939 kaufmännischer Angestellter in der Werbefilmabteilung der Filmgesellschaft Ufa. 1939 Einberufung zur Wehrmacht; 1942 unter dem Verdacht der „Wehrkraftersetzung“ verhaftet; 1945, als Sanitätsgefreiter, Gefangennahme durch sowjetische Soldaten. 1945–1948 Kriegsgefangenschaft. 1949 Beginn seiner Tätigkeit für die DEFA. 1967–1979 Präsident des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR

Für ihre Filmarbeiten (Szenarium, Regie, künstlerische Gesamtleitung) wurden die Thorndikes mit vielen nationalen und internationalen Auszeichnungen geehrt. Ihre Filme errangen bei Festivals des In- und Auslandes zahlreiche Preise. Träger des Lenin-Ordens; Nationalpreisträger

Bücher:

- Das russische Wunder. Verlag Kultur und Fortschritt, Berlin 1962
- Jeder Tag war schön – Tagebuch einer Schiffsreise von Rostock nach Bombay. Hinstorff-Verlag, Rostock 1966
- Die alte neue Welt. Urania-Verlag, Leipzig/Jena/Berlin 1979
- Fortschritt und Probleme. Schriften des Verbandes der Film- und Fernsehschaffenden der DDR. Sonderheft, Berlin 1979
- Gespräch mit Annelie und Andrew Thorndike „Was uns bewegt, ist ein soziales, ein politisches Anliegen“ in „Dokumentaristen der Welt“, Henschelverlag, Berlin 1982

Film und Fernsehen



Titelseite der Monatszeitschrift „Film und Fernsehen“, Heft 8/1979, die mehrere Beiträge zum 70. Geburtstag Andrew Thorndikes enthielt. (Das Foto zeigt Tatjana Samoilowa in dem sowjetischen Antikriegsfilm „Die Kraniche ziehen“ von 1957.)

Geschärftes Zeitempfinden charakterisiert den Künstler Andrew Thorndike. Es kommt zum Ausdruck in seinem politischen Engagement im Kampf für die Verteidigung der Menschheit gegen den Faschismus, für den Aufbau einer von Ausbeutung und Unterdrückung befreiten Gesellschaft, in der Liebe zu seiner sozialistischen Heimat, in der internationalistischen Verbundenheit mit den „Soldaten der Freiheit“ wie im feingefühligen Verständnis für die Bedürfnisse und Erwartungen des Publikums, an das sich die „Botschaft“ des Films richtet. In seinem Film „Die alte neue Welt“ zeigt Thorndike anschaulich die sozialökonomischen Grundlagen unserer Existenz, erklärt er die Entwicklung der Menschheit aus der Sicht des historischen Materialismus. Er tut es auf einfache, leicht faßliche Art und Weise. Es ist die Einfachheit, die der Weisheit entspringt. Sie wurzelt jedoch nicht nur in dem in Jahrzehnten gereiften Können des Regisseurs; in ihr lebt unentwegt der Gedanke, daß gegenwärtig viele der Erbauer der neuen Welt, vor allem viele der Jungen, ihr Leben ärmer machen, weil sie ihren Alltag nicht zur Geschichte der Klassenkämpfe, zu den Erkenntnissen des historischen Materialismus in Beziehung setzen. ...

Natürlich ist auch dieser „modernen Jugend“ die Freude sozialistischer Arbeit, das Pathos des Schaffens nicht fremd, aber um wieviel reicher wären sie, wenn Marx und Lenin, Goethe und Heine, Gorki und Brecht, Liebknecht und Thälmann, wenn die Poesie und das Denken der Revolution an ihrem Leben teil hätten! Dieser Gedanke bewegte Andrew Thorndike zweifellos, als er „Die alte neue Welt“ gestaltete. Er weiß Strategie und Taktik der Kunst zu vereinen in der Sorge um die Entwicklung der Persönlichkeit des neuen Menschen, im Kampf für die hohen Ziele, denen sein Leben gewidmet ist.

*Alexander Karaganow
(„Film und Fernsehen“, Nr. 8/1979)*



Andrew hat mir neue Horizonte erschlossen in dem Augenblick, als mir meine eben entdeckte Pädagogenwelt schon zu eng geworden war. Er hat mir das Medium Film entdeckt, und eines Tages habe ich eigene Gedanken entwickelt, den ersten eigenen Satz aufgeschrieben, und wir wurden Partner in eigener Sache. Ist dies nicht auch ein Kennzeichen für die Wandlung von Andrew? Hätte je ein Thorndike vor ihm die Eigenständigkeit der Frau an seiner Seite begrüßt und befördert und gewünscht? Let's go, Andrew!

*Annelie Thorndike: Für Andrew
(„Film und Fernsehen“, Nr. 8/1979)*

Impressum

Redaktion „RotFuchs“
Rheinstraße 10, 10318 Berlin

Beilage zum „RotFuchs“ Nr. 220 (Mai 2016)

Titelfoto: Annelie und Andrew Thorndike am Schneidetisch
Layout: Wolfgang Metzger / Rüdiger Serinek